

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Karl Strackerjan**

**Wirminghaus, Else  
Strackerjan, Karl**

**Oldenburg i. Gr., 1905**

Rede zum Sedanfeste. Am 1. September 1881. (Actium. - Sedan.)

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4514**

## Rede zum Sedanfeste.

Am 1. September 1881. (Actium. — Sedan.)

Als der Tag von Sedan zum erstenmal gefeiert wurde, geschah es am Tage unmittelbar nach dem großem Ereignisse, am 3. September. Am Morgen früh war die Kunde, daß der Kaiser Napoleon gefangen sei, zuerst durch die geheimnißvolle Kraft des Telegraphen in die Städte gedrungen, um dort zunächst die Schulen zu entleeren und durch die Schüler in alle Kreise der Einwohnerschaft zu gelangen und dann im Laufe des Tages bis in das entlegenste Dorf sich fortzupflanzen. Ein dienstliches Geschäft hielt mich an jenem Tage gerade fern von Oldenburg; erst gegen Mittag brachte uns ein eigener Bote die unglaubliche Nachricht. Wie froch unsere Extrapost, wie schlich der Bahnzug, der uns zu den Unsrigen und in den größern Kreis der Freunde bringen sollte! Wie vieles hatte ich zuerst in dem engeren Kreise auszusprechen und einzutauschen! Und als ich nun endlich die Freunde und Bekannten in dem gewohnten Raume aufsuchte, da ward ich in dem allgemeinen Jubel als Spätling mit erneutem Jubel empfangen: „Der Kyffhäuser hat sich aufgetan! Das deutsche Kaiserreich ist erstanden! Heil Kaiser Wilhelm!“ So flogen die Worte statt jeder Begrüßung hin und her. Das sind köstliche Augenblicke, Brennpunkte des Lebens, in welchen die Erinnerungen und Hoffnungen der Vergangenheit zusammenlaufen, um in gesteigerter Stärke ihr wärmendes Licht über die ungewisse Zukunft auszustrahlen. Man fühlt, wie der Pulsschlag der Weltgeschichte das eigene Herz berührt und es laut und lebhaft pochen macht.

Freilich, solche Momente der freudigsten Erregung können nicht Dauer haben, und wenn damals auch der Gang der Ereignisse

noch Monate lang das Gemüt in freudiger Spannung hielt, bis am 18. Januar die Erfüllung kam und die deutschen Fürsten einmütig die Kaiserkrone wiederherstellten, die Zeiten nüchternen Erwägung konnten nicht ausbleiben, und auf die Aufregungen des Sieges folgten bald mancherlei Erscheinungen und Ereignisse, die zu einer besonnenen Abrechnung über Gewinn und Verlust aufordern mußten. Dazu bietet zwar jeder Tag Gelegenheit und Anlaß; aber wie manche gute Gelegenheit, wie mancher dringender Anlaß wird versäumt, weil unser Blick und unsere Gedanken durch die augenblicklichen Aufgaben und Sorgen des Tages an das Nächstliegende gefesselt werden. Darum ist es eine schöne Gewohnheit, die durch den Gebrauch von Jahrtausenden bei allen Kulturvölkern geheiligt ist, Gedächtnistage zu feiern, um aller kleinlichen Sorgen des Moments ledig unsere Gedanken und Empfindungen ganz dem zuzuwenden, für das eine dankbare Erinnerung diese Tage ausgezeichnet hat. Dazu dienen dann besonders die Tage, an welchen der Kreislauf des Jahres wieder an den Punkt zurückkehrt, an welchem das epochemachende Ereignis eine neue Periode eröffnet hat.

So bekommt das Tagesdatum seine hohe Bedeutung, und wie wir im geschlossenen Leben der Häuslichkeit den Geburtstag eines geliebten Familiengliedes feiern, so feiern wir im öffentlichen Leben des staatlich geeinten Volkes den Tag eines Ereignisses, durch welches die Gemeinschaft einen weit und tief greifenden Lebensfaktor gewonnen hat. Und wie wir uns an dem Geburtstage eines der Unsrigen gerne durch den Gedanken anregen lassen, daß er zugleich der Geburtstag dieser oder jener geliebten oder hochverdienten Persönlichkeit ist, so dürfen wir auch bei der Gedächtnisfeier eines Volkes wohl fragen, ob derselbe Tag vielleicht noch sonst als Jahrestag seine Bedeutung in der Geschichte des Volkes oder der Menschheit hat. Wir können den 2. September als den Geburtstag des deutschen Kaiserreichs bezeichnen, dem der 18. Januar gleichsam die Taufe nachfolgen ließ. Derselbe Tag ist aber auch schon einmal der Geburtstag eines großen, mächtigen Kaiserreichs gewesen. Wie morgen vor 11 Jahren bei Sedan das deutsche Kaiserreich sich auf den Trümmern des französischen erhob,

so erstand am 2. September vor 1912 Jahren bei Actium das römische Kaiserreich auf dem schon lange in sich gespaltenen Bau der römischen Republik. Wenn wir für dieses Zusammentreffen auch keinen anderen Grund anzugeben wissen, als was wir Zufall zu nennen pflegen, so enthält es bei der Feier des Jahrestages unseres Kaiserreichs doch auch eine Aufforderung, einen vergleichenden Blick auf jenes durch die Schlacht bei Actium begründete Kaiserreich zu werfen, dessen Entwicklung und Folgen uns in einer fast zweitausendjährigen Geschichte vor Augen liegen, während unser neues Kaiserreich erst den Jahrestag seines zweiten Jahrzehents feiert, um so mehr, als das erste deutsche Kaiserreich seinen Glanz und seine Herrlichkeit zu einem nicht geringen Teile der Größe und Macht des römischen Kaiserreichs, wie es im Glauben der Völker fortlebte, zu verdanken hatte.

Es kann in dieser Stunde nicht unsere Aufgabe sein, die beiden Kaiserreiche, deren Entstehung wir auf den 2. September zurückzuführen haben, nach allen Seiten zu vergleichen. Überdies würden sich außer gewissen Ähnlichkeiten so große Verschiedenheiten herausstellen, daß nur eine sehr eingehende geschichtliche Darlegung bei einer Vergleichung alles in ein richtiges Licht stellen könnte. Uns kann es nur darauf ankommen, einige Gesichtspunkte, auf welche die Erfahrungen seit dem 2. September 1870 besonders hinweisen, andeutend hervorzuheben. Aber das läßt sich nicht bestreiten, daß wir seitdem manches erlebt haben, was auch ohne das Zusammentreffen des Datums den besorgten Blick des Vaterlandsfreundes auf die Geschicke des römischen Kaiserreichs lenken kann und auch oft genug hingelenkt hat.

Mächtig und groß stand dasselbe da, wie kein Reich je zuvor; was ist dagegen unser deutsches Reich? Nicht viel mehr dem Umfang nach als manche Provinz jenes, und so herrlich die Siege auch gewesen sind, die Deutschland 1870/71 erfochten hat, so angesehen, vielleicht auch gefürchtet seine Stellung jetzt unter den übrigen Mächten Europas ist, es ist doch höchstens die erste unter ihresgleichen und an natürlichen Reichtümern mehreren weit nachstehend. Kann sich Deutschland auch nur auf dieser Höhe halten? während das römische Reich, dieser gewaltige Koloss, zwar nahezu

ein halbes Jahrtausend wenigstens ein Scheinleben führte, aber schon im ersten Jahrhundert von giftiger Fäulnis zerfressen war und sein Dasein nur fristete durch das Ungeschick seiner Feinde, denen die Hilfsmittel einer fortgeschrittenen Kultur noch fehlten, oder die umgekehrt im Mißbrauch derselben noch tiefer gesunken waren. An äußerer Macht ist das jetzige Deutschland mit dem kaiserlichen Rom durchaus nicht gleichzustellen, und es bedarf der äußersten Anstrengung, um sich gegen den Neid der Nachbarvölker gerüstet zu halten; ja, wir dürfen uns nicht täuschen, so sehr Klugheit des Gegners seine Wünsche zu verdecken sucht oder andere Forderungen des Augenblicks zur Zeit seinen Bestrebungen eine andere Richtung geben, es lauert doch der Rachedurst beleidigter Volksehre und Eitelkeit auf eine günstige Gelegenheit, mindestens die Grenzen unseres Reichs weiter nach innen zu rücken. Wie werden wir uns schützen, wenn selbst das mächtige, mit allen Hilfsmitteln der Zivilisation ausgerüstete Rom immer mehr verfiel und zuletzt in Trümmern auseinanderfiel? Versuchen wir, uns einige der hauptsächlichsten Ursachen, die seinen Sturz herbeiführten, in der Erinnerung zu vergegenwärtigen. Wir brauchen dabei nicht auf die großen Ereignisse Rücksicht zu nehmen, die von außen her das Römerreich erschütterten; denn wäre es in sich gesund und kräftig gewesen, so hätten dieselben nichts vermocht. Innere Krankheiten hatten es so geschwächt und aufgezehrt, daß es zuletzt war wie die Asche, welche die Form des von der Flamme verzehrten Gebildes noch eine Zeit lang festhält, bis ein leiser Schlag oder Hauch auch diese vernichtet. Mehr war die Vernichtung des Römerreiches durch den Heruler-Fürsten nicht.

In Rom hatten sich unermessliche Reichtümer gehäuft, die den unterworfenen Völkern geraubt oder den von bestechlichen Statthaltern verwalteten Provinzen abgepreßt waren. Sie waren in den Händen weniger, während die Massen nach Brot schriehen. Das hatte eine Reihe von sittlichen Schäden im Gefolge, die auch auf die Entwicklung und Kraft des Staates die verderblichsten Wirkungen übten. Auch unserm Kaiserreich hat es nicht an ähnlichen Erscheinungen gefehlt, wenn sie auch in andern Formen auftraten. Wie dort die rücksichtslose Ausnutzung der amtlichen

Stellung, so hat hier häufig geschickte und, fügen wir hinzu, leider nicht immer ehrenhafte, ja, in ihren Mitteln manchmal verbrecherische Benützung der Zeitverhältnisse in Handel und Wandel unermessliche Reichtümer bei Einzelnen aufgehäuft und damit oft zugleich in größeren Kreisen Verarmung und Noth herbeigeführt. Selbst in weiteren Kreisen wurde dadurch das sittliche Gefühl erschüttert. Wenn die Schlaueit der berechneten Herzlosigkeit anscheinend unter dem Schutze des Gesetzes das mühsam ersparte Gut des Fleißigen, das spärliche Erbe der Wittwen und Waisen an sich riß, um es in sinnloser Verschwendung zu verprassen, so war es nicht gerade zu verwundern, wenn nicht bloß die Verbitterung des Neides bei den minder begünstigten Volksklassen Wurzeln schlug, sondern auch der Glaube an die Gerechtigkeit der gesellschaftlichen Einrichtung zu wanken anfing. Es wird nie gewinnsüchtige Spekulation aufhören, auf Kosten der Nächsten sich zu bereichern; aber was wir in dem letzten Jahrzehent erlebt haben, hat sich durch ein Übermaß und seine zum Theil schamlose Rücksichtslosigkeit selbst gerichtet; die tatsächlichen Folgen haben Tausenden die Augen geöffnet und das sittliche Bewußtsein in weiten Kreisen wieder gekräftigt, so daß wir bei dem raschen Verlaufe dieser Vorgänge Hoffnung schöpfen dürfen, solche Gegensätze, wie sie im römischen Reiche sich zeigten, nicht zu erleben. Reich und arm, vornehm und gering wird schwerlich je aufhören, neben einander zu bestehen, so wenig wie der Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter aufhören wird; aber was sind die irre geleiteten Theorien unserer Zeiten, um eine Ausgleichung herbeizuführen, gegen die gewaltsamen Zuckungen und Empörungen, mit denen ja schon die römische Republik zu kämpfen hatte? Zudem hat die jetzige Gesellschaft eine Kraft in sich, die das heidnische Altertum nicht kannte, die christliche Liebe; und wenn eine pessimistische Auffassung deren unmittelbare Wirkungen in dieser unvollkommenen Welt noch so gering schätzen mag, wenn wir selbst in jüngster Zeit wahrnehmen müssen, wie große Volksmassen sich aufheizen lassen, um das Gebot der christlichen Liebe in dem Fanatismus rohester Barbarei mit Füßen zu treten, trotz alle dem wird niemand leugnen können, daß die staatlichen Institutionen, statt wie früher ihre Aufgabe nur auf die äußere Selbst-

erhaltung zu beschränken, immer tiefer und kräftiger von diesem Lebensprinzip durchdrungen werden, damit auch dem Einzelnen sein Recht zu Teil werde. Es ist schwer, genau zu unterscheiden, wie viel die Gunst der äußern Umstände und wie viel ein bewußtes Streben nach Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände dazu beigetragen hat, aber wer mit Unbefangenheit die Entwicklung der Dinge beobachtet, muß zugeben, daß die niedrigeren Volksklassen von Jahrzehent zu Jahrzehent mehr und mehr, um es mit einem Schlagwort der neuern Zeit zu bezeichnen, ein menschenwürdiges Dasein gewinnen. Man vergleiche z. B. die Wohnungen und deren Ausstattung von heute und ein Menschenalter zurück oder gar vor hundert oder zweihundert Jahren. Überall zeigt sich ein Fortschritt zum Bessern, der schwerlich schon zum Abschluß gekommen ist, überall eine Milderung des Gegensatzes in den äußern Lebensverhältnissen zwischen den mehr und den minder begünstigten Volksklassen. So auch in den sittlichen Zuständen, die, zum Teile wenigstens, auf die sozialen Gegensätze im Besitze und in der äußern Stellung zurückzuführen sind. Wohl zeigt auch die Gegenwart Ausschreitungen der Unsittlichkeit und ungeheuerliche Verbrechen, welche auf tiefe Schäden im Volksleben hinweisen, aber was ist das gegen die Greuel, von welchen uns die Geschichte der römischen Kaiserzeit zu erzählen weiß? Blicken wir auch nur zurück auf unsere eigene Geschichte: sind die sittlichen Zustände, wie sie infolge verheerender Kriege und durch das Beispiel des französischen Hofes bei der Verfahrenheit der politischen Verhältnisse Deutschlands hier im 17. und 18. Jahrhundert Platz greifen konnten, nicht unter dem Druck des wieder lebendig und stärker gewordenen öffentlichen Gewissens besser geworden, so daß wir auch noch für die Zukunft auf einen Fortschritt hoffen dürfen?

Freilich, manche Erscheinungen der Gegenwart können wohl die Furcht erwecken, daß das für Rom so verderblich gewordene Losungswort *Panem et Circenses* auch für unser Volksleben eine bedrohliche Macht geworden sei. Die Genußsucht, die in bestimmten Schranken eine heilsame Triebfeder heißen kann, scheint weit mehr Zeit, Kraft und Mittel zu verschwenden als früher und zugleich die Fähigkeit und Neigung für die ernsteren Aufgaben des Lebens,

auch für die edleren Genüsse abzustumpfen. Gewiß ist es, daß rührige Spekulation, vollendetere Technik und raffinierte Erfindungsgabe der Vergnügungssucht weit mehr Reizmittel darbieten, als je zuvor in Deutschland; aber wir kennen doch nicht die mörderischen Gladiatorenkämpfe und grausamen Sklavenschlächtereien der römischen Arena. Zwar stört auch jetzt nur zu häufig Vergnügungssucht, Eitelkeit und Prunkliebe das Glück des Familienlebens, zerschneidet manchmal die Lebenswurzeln desselben, und Verwöhnung im Genusse, der Zwang der Sitte in Maß und Beschaffenheit der täglichen Bedürfnisse hindert nur zu oft die Gründung eines Familienlebens, so daß dies selbst eine neue soziale Frage erzeugt hat, aber noch gibt es ein deutsches Familienleben, während es im römischen Reiche zuletzt vollständig unterging, in den machthabenden Kreisen zuerst, bis es zuletzt nur noch in den entferntesten Wohnungen der Landbevölkerung eine Stätte fand, von wo es auf die Gestaltung und Erhaltung einer gesunden nationalen Kraft keinen Einfluß üben konnte.

Sehen wir nun auf die beiden Erscheinungen im Staatsleben, welche hauptsächlich den Verfall Roms herbeiführten, so haben sie auch ihren Grund in der Entfittlichung und Entartung des Volkslebens. In dem Jugendalter der Republik war jeder wehrfähige Römer ein Krieger im Dienste des Vaterlandes, des Staates; als aber unter den Kaisern die Gier des Genusses, wie sie durch die gehäuften Reichtümer genährt wurde, das Volk verweichlichte, und als der Ehrgeiz Einzelner für seine Zwecke williger Werkzeuge bedurfte, da wurden die Waffen rohen Söldnertruppen in die Hand gegeben, denen Rom nicht ihr Vaterland war, die dahin das Gewicht ihres Schwertes legten, wo am meisten Aussicht war für die Befriedigung ihrer unerfättlichen Kampf- und Beuteluft, und höchstens gab Neigung oder Abneigung für die Persönlichkeit der Führer etwas edlere Beweggründe. Aus den Prätorianern bildete sich ein Soldatenstand, der sich immer mehr vom Staatsorganismus ablöste und zum selbständigen Herrn desselben machte. Auch wir haben in Deutschland Ähnliches erlebt; erinnern wir uns nur des dreißigjährigen Krieges; aber seitdem nach der geistigen Wiedergeburt des deutschen Volkes der schwere Druck einer eigenfüchtigen Fremd-

herrschaft die Regierenden auf die eigene Kraft des Volkes hinwies, sind die militärischen Einrichtungen Deutschlands immer noch mehr durch den idealen Gedanken eines Volkes in Waffen erfüllt worden, und wir haben kein Prätorianerheer zu fürchten, welches ebenso bereit wäre, das Vaterland zu verraten wie zu schützen. Der Waffendienst ist zu einem wirksamen Mittel einer vielseitigen Volks-erziehung geworden, vor allem aber einer der wirksamsten Dämme gegen jene Verweichlichung, an der Rom vorzugsweise zu Grunde ging, und was vielleicht noch als Erinnerung an die Zeit des Werbesystems an unsern Einrichtungen haften sollte, kann bei dem ihnen zu Grunde liegenden idealen Gedanken nicht von Dauer sein.

Ein anderes Uebel ergriff schon in den letzten Jahren der Republik das Staatsleben an seinem innersten Kern, das Parteiwesen, das zugleich den leitenden Gewalten sowohl die Neigung als die Macht nahm, auf die Entwicklung eines gesunden Volkslebens heilend und fördernd einzuwirken, wohl verstanden, das Parteiwesen. Denn an Parteien darf es in einem gesunden Staatsleben nicht fehlen, nicht bloß damit, wie es sonst so leicht geschieht, keine Versumpfung eintrete und die frische Rührigkeit des Volksgeistes nicht in Trägheit erschlaffe, sondern um das Richtige zu finden, was dem Staate unter den wechselnden Verhältnissen gerade zur Zeit nottut. Nur wenigen gottbegnadigten Menschen ist es verliehen, allein durch sich die ganze Wahrheit zu finden, und diese haben nicht immer die Macht, und auf der andern Seite werden selbst die tüchtigsten Männer auf der einsamen Höhe einer fast unbegrenzten Machtvollkommenheit manchmal durch einseitige Anschauungen irre geleitet. Dann müssen die Geister auf einander plagen, und in dem Widerstreit der Ansichten zieht die naturgemäße Entwicklung der Tatsachen schon die Diagonale der Wahrheit. Aber eins tut dann not: alle Parteien müssen von dem einen Gefühle wahrer Vaterlandsliebe getragen werden. Blicken wir aber auf das Parteiwesen in Rom, so war fast immer nur die roheste Selbstsucht das Gefühl, welches die Parteien in ihrer gegenseitigen Bekämpfung erfüllte und leitete. An die Stelle des gemeinsamen Vaterlandsgefühls waren die persönlichen, im günstigen Falle die Standesinteressen getreten, und es fehlte das höhere sittliche Band,

welches die verschiedenartigen Elemente zu einem gemeinsamen Tatziele vereinigt hätte.

So zeugt unwiderleglich die Geschichte; aber, müssen wir mit Besorgniß fragen, ist das nicht zugleich ein Zeugniß wider Deutschland? Bietet unser Vaterland nicht auch jetzt das Bild vollständiger Parteizerrissenheit in den leitenden Kreisen? Beschuldigen sich nicht gegenseitig die Parteien einer einseitigen Interessen-Politik? Werfen sie nicht einander vor, daß sie das Wohl des Ganzen zu Gunsten ihrer besonderen Vorteile zu schädigen oder gar zu opfern bereit sind? Wenn wirklich etwas wahr ist an den Vorwürfen, welche der heiße Parteikampf gegen anders Denkende, anders Strebende aufgerührt hat, dann leiden auch wir in der That schon an jener Krankheit, die an dem Marke des römischen Staates zehrte, bis er hinsiechte und zerfiel. Und wer steht heute so außerhalb der Parteien, daß er einen vollständig unbefangenen, unbeirrten Richterspruch über diese Anklagen fällen könnte? Die Entwicklung eines Volkes verfolgt niemals einen graden Weg zu der vor ihr liegenden Höhe; in einer Wellenlinie führt die Bahn bald in ein Wellental, bald steigt sie wieder auf den Wellenberg. Haben nun die Parteikämpfe der Gegenwart uns in ein Wellental hinabgedrängt? und dürfen wir dann die Hoffnung hegen, daß wir auch den Berg vor uns wiedergewinnen? oder geht die Durchschnittslinie hinab in die Ebene, wo Sumpf und Untergang des Fallenden harren?

So regen sich nebeneinander trübe Gedanken und Hoffnungen, wenn wir an dem Geburtstage des deutschen Kaiserreichs uns erinnern, daß derselbe Tag der Geburtstag des einst so mächtigen römischen Kaiserreichs war, dessen Verfall und Untergang uns vor Augen liegt. Wie lange wird unser noch so junges Reich dauern? Das liegt in der Hand dessen, der „ein Ziel gesetzt hat, zuvor versehen, wie lange und weit aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollen.“ Sein Ratschluß über die Gesichte der Völker und Staaten ist verborgen. Wir wissen nicht, welche Völker und Staaten er zu Werkzeugen erwählt, um in näherer oder fernerer Zukunft feindlich oder freundlich in die Gesichte des deutschen Volkes einzugreifen. Aber das wissen wir, was er von uns fordert, wenn unserm Vaterlande Verderben drohen

solle, was er von uns fordert, damit nicht durch unsere eigene Schuld das Verderben kommt. Wenn wir in ihm leben, weben und sind mit all unserm Sinnen und Streben, dann dürfen frohe Hoffnungen die hangen Sorgen verdrängen. Aber niemand darf die Pflicht auf die Schulter seines Nächsten legen, niemand sich in sichere Zuversicht wiegen, weil wir so viel errungen haben und mit Vertrauen auf die Lenker des Reichs blicken dürfen. Ein Reich ist nie stark ohne ein starkes Volk, und ein Volk wird, bleibt nie stark, wenn es nicht von dem durchdrungen ist, was es dem Vaterlande schuldet. Jeder Einzelne ist für sein Teil dafür verantwortlich. Darum möge der Tag der Feier uns nicht bloß die heitere Festfreude bringen, sondern auch die Mahnungen ans Herz legen, mit welchen die Lehren der Geschichte zu uns sprechen. Konnten heute aus der Geschichte des römischen Kaiserreiches nur einzelne Züge in abgerissenen Andeutungen gegeben werden, so genüge auch statt aller andern Mahnungen nur das eine, euch bekannte Wort, welches ja alles befaßt, was wir zu beherzigen haben:

Laßt uns nicht müde werden, daß wir, ein jeder in seinem Kreise, schaffensfreudig, mit Fleiß und mit Kraft, rein und frei und edel unser Leben gestalten, dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam!



und der Esel. V. — 4. Die zwei Hunde. VI. — 5. Die Stufenleiter. I. a.  
— J. G. Jacobi. 1. Die Linde auf dem Kirchhofe. II, b. — 2. Gott in der  
Natur. IV, b. — Dasselbe, komp. von J. F. Reichardt. 2 St.

**Fünfter Abend, am 16. März 1878: Klopstock; der Göttinger  
Dichterbund; Claudius.**

Wenn wir ein Recht hätten, mit den Astrologen und Nativitätsstellern einen ursächlichen Zusammenhang anzunehmen zwischen der Geburtszeit eines Menschen und auf der andern Seite seinem Charakter, Schicksal und seinen Erfolgen, so dürften wir sagen, daß in den letzten Jahrhunderten für die geistig-sittliche Entwicklung des deutschen Volkes kein Jahr so bedeutungsvoll gewesen sei, als das Jahr 1724. In ihm wurden zwei Männer geboren, deren Wirksamkeit zwar ganz verschiedene Richtungen einschlug, deren Ausgangspunkt und letzte Erfolge aber dieselben waren, indem sie aus der Tiefe des Gemüths schöpfend die Wiedererweckung und Erneuerung des deutschen Volksgeistes herbeiführten, der eine durch die dichterische Auffassung und Gestaltung seiner Ideen, der andere durch die unerbittlichen Schlußfolgerungen des philosophischen Gedankens. Was das deutsche Volk J. Kant für seine sittliche Wiedergeburt verdankt, haben wir uns vor nicht langer Zeit an dieser Stelle ins Gedächtnis gerufen, als wir in der Erinnerung an ihn die Brücke zwischen der Herbart-Feier und dem Sedan-Feste fanden.<sup>1)</sup> Heute haben wir uns in Kürze die Bedeutung Friedrich Gottlieb Klopstocks vor Augen zu stellen, der vorgestern vor 75 Jahren nach einem innerlich so reichen, für die Zeitgenossen und die Nachwelt so einflußreichen Leben aus der Mitte der Sterblichen schied.

Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß Klopstock jetzt selten eine rückhaltlose Anerkennung findet, ja, daß manche sogar achselzuckend ihr Urtheil nur zurückhalten, um mit dem überlieferten Ansehen des Dichters nicht in gar zu schroffen Widerspruch zu treten. Ein gewisses Recht dazu bieten die Dichtungen Klopstocks

---

<sup>1)</sup> S. Osterprogramm von 1877.